

VON ANNE HAEMING

Gleich gibt es Abendessen, aber in Gedanken sind sie woanders. Sie denken an die Trainingsprünge am Nachmittag, drüben auf der Schanze in Schonach. Sie denken an die neuen Anzüge, die sie vorhin getestet haben, an den Wettkampf morgen, an die kommenden Sprünge in Jubno, Zaou und Zakopane. Vor allem aber denken sie an den Start in Villach. Denn am selben Tag beginnt in Vancouver die erste Hauptrunde im Skispringen bei den Olympischen Spielen. Genau an jener Schanze, von der sie in der vergangenen Saison gepresst sind. Eigentlich hätten sie die nächsten Wochen wieder dort verbringen sollen. Eigentlich. Wenn alles nach Plan gelaufen wäre.

Aber das ist es nicht: Skispringen ist noch immer die einzige olympische Disziplin, in der nur Männer antreten dürfen. Und deshalb fällt es Ulrike Gräßler und Juliane Seyfarth schwer, nicht an Vancouver zu denken. Die eine ist 23 und amtierende Vizeweltmeisterin, die andere ist 20 und einstige Juniorenweltmeisterin, 136 Meter die Bestmarke der einen, 141 Meter die der anderen. Seit Jahren springen sie überall auf den vordersten Plätze. Zusammen mit Nationaltrainer Daniel Vogler sitzen sie nun in der holzgefälligen Stube ihres Berghotels im Schwarzwald und versuchen, nicht wütend zu klingen. Seyfarth trägt lässige Trainingsklamotten. Gräßler hat sich die Lippen rot geschminkt, die Nägel manikürt, ihr Pony ist wie mit einem Lineal gezogen. „Es ist nicht alles negativ“, sagt sie. „Wir haben ja die WM.“

Ausgerechnet die Olympischen Spiele, die für gleichberechtigtes Miteinander stehen, haben sie und die anderen Springerinnen der Welt zu Feministinnen werden lassen. Auch wenn sie sich nie so bezeichnen würden. Auf einmal saßen die Frauen auf Pressekonferenzen und sagten Sätze wie „Ich wünsche mir, dass die jüngeren Mädchen nicht mehr so kämpfen müssen wie wir“. Sie sollen einander die gleichen Möglichkeiten haben wie die Männer. Frauen, die eigentlich überzeugt waren, dass ihnen die Welt offensteht. Und die in den vergangenen zwei Jahren überrascht feststellten, wie sich Diskriminierung anfühlt.

Dabei trainieren sie mit den Jungs, seit sie als Kinder mit dem Skispringen anfangen. Und in den dickwandigen bombenzerbeerten Syntheskanzeln, mit ihren Helmen und Schutzbrillen sehen sie auch so aus wie die Männer, wenn sie sich in die Tiefe stürzen.

Beim Weltcup in Schonach sind sie nun schon zuhause, drüben in Schonach, rasten die Frauen aus Deutschland, Norwegen oder Russland mit 80 Schwedenkilometern die Schanze hinunter. Eine nach der anderen, über 50 Mal ein langes Zischen. Und wenn sie vom Schanzentisch abhoben, die Skiflächen zum 9. gefolgt – Sülle. Nur das langsame Quieschen des Skiflats blieb. Die Zuschauer, die zuvor das Training der Männer beobachtet, waren alle weg. Nur zwei Handvoll drückten sich noch am Hügel herum, verfolgten das waghalsige Spektakel.

Das Internationale Olympische Komitee (IOC) lehnte sie aus „technischen Gründen“ ab: zu wenige Spitzensportlerinnen, zu wenige Nationen seien am Start. „Diese Aussagen kann man nicht mehr vertreten“, sagt Daniel Vogler, und schiebt sich noch eine Gabel mit Torte in den Mund. „Es starben regelmäßig 14 Nationen und 50 bis 70 Athletinnen“, der US-Verband spricht gar von 16 Nationen und 130 Springerinnen. Bei anderen olympischen Sportarten, schickt Vogler hinterher, seien es weniger, beim Biathlon der Damen etwa, oder der neuen Disziplin Ski-Cross. Wenn es bei



Ulrike Gräßler bei einem Trainingsprung in Tschechien. Sie ist amtierende Vizeweltmeisterin.

Foto: ppa/apa

Dabei sein wäre alles

Sie dachten, Mädchen steht die Welt offen – und Diskriminierung war gestern. Doch sie hatten nicht mit dem IOC gerechnet. Warum Skispringerinnen in Vancouver fehlen

Olympia 2014 wieder nicht klappt, „dann verstehe ich die Welt nicht mehr.“ Und dann sind da noch die Vorurteile. „Es heißt oft, eine Frau muss doppelt so viel leisten wie ein Mann, um genauso anerkannt zu werden. So kommt man sich wirklich manchmal vor“, sagt Ulrike Gräßler. „Wenn ein Mann stürzt, war es ein schlimmes Unfall. Wenn wir stürzen, heißt es gleich: Die Frauen könnt ja nicht springen, last das lieber.“

Auch aus medizinischen Gründen sei der Sport bedenklich für Frauen, hatte der Schweizer Gian Franco Kasper während der Debatte um die Olympiateilnahme gesagt. Kasper ist Präsident des Weltverbands FIS. Er soll auch erklärt haben, die Gebärmutter könne durch die Wucht des Aufpralls reißen – ein Satz wie aus jener Zeit, als Metzger glaubten, menstruierende Frauen dürften beim Schlachten nicht helfen, weil sonst Fleisch und Würst verderben. Ach, das Gebärmutterzeit, beide Frauen lachen, „das kommt immer“, sagt Juliane Seyfarth und der goldene Anhänger ihrer Halskette wippt.

Präsident Kasper ist Jahrgang 1944. Als er 27 war, durften Frauen in der Schweiz zum ersten Mal wählen. Vom Alter her könnte er der Großvater der meisten Skispringerinnen sein. Als die FIS 2006 abstimmte, ob Frauen Skispringen eine olympische Disziplin werden sollte, waren 114 dafür. Nur einer votierte mit Nein: Gian Franco Kasper. Auf der Basis dieser Entscheidung wurde das IOC kurz darauf ebenfalls dagegen.

Damals begannen die Springerinnen zu kämpfen, allen voran die Nordamerikanerinnen. Sie postierten vor dem berühmten Kriegsmotiv mit der Frau im Blumann, die die Arme hochkrempelt, darüber der Slogan: „We can do it“. Sie kämpften mit Demonstrationen, Fakten und Klagen. Sie kämpften mit Websites und Facebook, und sie bauten Plakativwände auf – etwa gegenüber der Zentrale des Organisationskomitees für die Winter Spiele in Vancouver.

Hinter all dem steckt Deedee Corradini. Sie war bis vor zehn Jahren Bürgermeisterin von Salt Lake City, der Olympiastadt 2002. Sie hat den US-Frauen-Skispringerverband gegründet. Mit jedem Satz macht sie klar. Sie lässt sich nichts gefallen. „Ich habe wegen Olympia 2002 sehr viel mit dem IOC zu tun gehabt“, rief sie bei einer Demonstration in Vancouver in die Menge. „Und ich weiß, Die können alles, wenn sie nur wollen.“

Die Frauen mögen zierlich sein, wie in dieser Sportart üblich, aber sie kämpfen bis aufs Messer. Sie starteten eine internationale Petition, reichten Klage gegen den Obersten Gerichtshof Kanadas ein. Sie gingen in Berufung, es brachte nichts, abgewiesen im Herbst 2009. Das IOC hatte das letzte Wort. Es sei die Entscheidung von „alten europäischen Männern“, den „Talbann von Olympia“, schimpften die US-Springerinnen. Allen voran Lindsey Van, klein, brünett, 25 Jahre alt, Weltmeisterin. Sie ist eine der tragischsten Figuren dieses Kampfes. Sie hatte so fest an Olympia geglaubt, dass sie danach heulend zusammenbrach. Bei den nächsten

Spiele 2014 in Sotschi wird sie schon fast 30 sein.

Die Petition hat Ulrike Gräßler mit unterschrieben, auch wenn sie lange überlegt hat. „Ich wollte das IOC nicht erpressen.“ In Deutschland ist man weniger kämpferisch als in den USA. Gräßler und Seyfarth sagen meist „am“, selten „wir“ oder „ich“. Sie wollen nicht an dem Ast sitzen, auf dem sie sitzen. 19 deutsche Springerinnen sind bei der FIS gemeldet, viele davon sind unter den besten zwei Dutzend der Welttrangliste. „Ich bin hier in den vergangenen zwölf Monaten keiner mehr mit Olympia gerechnet“, sagt Seyfarth. „Don't carry the world upon your shoulders“, singen die Beatles im Hintergrund, drüben blüht der Schnee im Sonnenuntergang.

Ohne Olympia fehlt es an Motivation und Geld

Auch wenn sie es scheinbar leicht nehmen, Olympia ist der Dreh- und Angelpunkt des Sports. Es ist nur eine Veranstaltung, alle vier Jahre, aber an ihr hängt letztlich alles. Die Karriere, die Motivation, das Einkommen.

Wohl ihre Disziplin nicht olympisch ist, werden die Frauen nicht von der Sportlerhilfe unterstützt. Sie können deswegen auch keine Sportsoldaten werden wie alle anderen und nebenbei studieren, wie Juliane Seyfarth es vorhatte, für die Zeit nach der Athletenkarriere. Stattdessen haben sie als Sportler zur Polizei, ihre einzige Chance auf finanzielle Absicherung. Auch für Sponsoren sind die Skispringerinnen uninteressant: zu wenig Öffentlichkeit. „Nur die offiziellen Verbands-sponsoren“, Ulrike Gräßler tippt auf die Aufhänger an ihrer Trainingsjacke, aber davon haben sie selbst nicht viel. Ihre Wettkämpfe werden nicht vom Fernsehen übertragen, erst neulichs gibt es ab und an zehnmittägige Zusammenfassungen, wenn die Fernsehender wegen der Männer sowieso vor Ort sind. Das zeigt sich auch bei den Preisgeldern: Bei den Männern werden die ersten 60 Athleten mit Geld belohnt. Für die Tagessieger gibt es knapp 7000 Euro. Die Frauen bekommen nur etwas, wenn sie unter den besten Drei landen. Die Siegerin erhält ganze 250 Euro.

„Wir wollen ja nicht die Welt“, sagt Ulrike Gräßler. Aber ein Weltcup wäre ein Anfang. Viele Chancen, sich international zu messen, haben sie nicht. Derzeit nur beim sogenannten „Continental Cup“ – bei den Herren tritt da nur die zweite Garde an. Eine Frauen-WM gab es 2009 zum ersten Mal. „Zuerst kommen die Herren, dann die Nordischen Kombinierer, und erst dann schaut man, wo noch Terminen sind für die Frauen.“ Das Weltkampfbüro ist ziemlich leich“, sagt Vogler. „Dabei könnten wir die Infrastruktur der Männer einfach miteinsetzen“, also etwa in deren Mittagsspaße springen. Man wünsche sich, die Herren von der FIS würden sich die Wettkämpfe der Frauen öfter anschauen, bei den Männern sind sie immer dabei. „Unsere Koordinatorin bei der FIS ist eine Japanerin, sie macht ihre Arbeit sehr gut“, sagt Vogler. Aber sie muss sich vor einem Gremium aus lauter Herren durchsetzen. Das ist nicht so einfach.“

Ulrike Gräßler setzt nicht viel Hoffnung auf Olympia 2014. Wer weiß, was ist. „Am Ende sind vielleicht genau die Frauen, die den Sport geprägt haben, nicht dabei“, sagt sie, lehnt sich zurück, denkt nach. „Das wäre bitter.“ Sie und Schenzer starten, die länger sind als 90 Meter. Aber sie dürfen nicht – weil sie Frauen sind. Eine Versicherungskausler. Zwei Skispringerinnen werden ihre männlichen Kollegen in Kanada ganz genau beobachten, auch wenn es schmerzt.

Die eine ist Alissa Johnson aus den USA, deren jüngere Bruder bei Olympia springen darf. Die andere ist Lindsey Van, die aktuelle Weltmeisterin. Sie wird dabei zusehen, wie vielleicht ihr Rekord auf der Olympiaschanze gebrochen wird. Er liegt bei 195,5 Metern. Niemand, weder Mann noch Frau, kam bisher so weit.



Olympia hat sie zur Feministin gemacht: Juliane Seyfarth, 20 Jahre alt, gehört zu Deutschlands besten Skispringerinnen.

Foto: Drage

ZAHLEN, BITTE

Tätowierungen

Für Peter Maffay zusammengestellt von MATTHIAS KLAPPENBRACH

- 7500 Stiche kann eine Tätowiermaschine pro Minute in die zweite Hautschicht bringen. Quelle: b2b-sentrum.de
- 7000 Jahre alt sind die Mummies, die im Norden Chiles gefunden wurden und bereits Tätowierungen trugen. Quelle: maerki-schulz-gemeinschaft.de
- 100 Kälber können gute Cowboys in einer Stunde mit einem Brandzeichen versehen. Quelle: wilder-waren-weg.de
- 57 Prozent der Deutschen antworten auf die Frage, ob sie Tätowierungen oder Tattoos attraktiv finden, mit „Trifft überhaupt nicht zu“. Quelle: statista.com
- 41 Prozent der Frauen in Deutschland zwischen 14 und 24 sowie 27 Prozent der jüngeren deutschen Männer tragen Piercings und/oder Tattoos. Quelle: Deutsches Ärzteblatt
- 39 Cent kostet das dermatologisch getestete Kinder-Tattoo „Dellin-Glitzer“ das bis zu fünf Tage hält. Quelle: offerbay.de
- 13 Mal stand Peter Maffay bereits mit einem Album an der Spitze der Charts, bevor er in dieser Woche mit „Tattoo“ Platz eins eroberte. Quelle: netfix.de
- 4 Prozent vom Körper des Briten Wilfred Hardy waren noch nicht tätowiert, als er sich die Innenseite seiner Wangen, die Zunge, das Zahnfleisch und die Augenbrauen verzierli ließ. Quelle: Guinness Buch der Rekorde
- 1 kostenlose Satz Autoreifen bekam 2008 von der US-Firma Goodyear's Dunlop, wer sich das Firmenlogo auf seinen Körper tätowieren ließ. Quelle: spiegel.de
- 0 anerkannte Ausbildungswege gibt es für den Beruf Tätowierer. Quelle: n-tv.de

Benjamin Heisenberg, Regisseur

Befragt von BEATRIX SCHIFFENKÖTTER

WAS ICH MAG

- 1. Beim Aufwachen: Meinen zweijährigen Sohn, der mit vollem Elan den Rüber-Trailer nachschleppt, und durch die ganze Wohnung rennt.
- 2. Zu Hause: Meine Familie und zum Beispiel die Öbilder meines Co-Autors Josef Lechner.
- 3. Im Kino: La Règle du Jeu.
- 4. Beim Drehen: Die Energie, wenn die Kamera läuft, die Schauspieler spielen wie die Götter und alle konzentriert zusammenarbeiten, wie ein zusammenhängender Organismus, der ganz geheimnisvoll funktioniert.
- 5. An der Berlinale: In Filme von Freunden zu gehen.
- 6. An der Kunst: Freiheit, Erkenntnis und Anarchie.
- 7. An Berlin: Das wunderbare Normale.
- 8. An Deutschland: Das Gerado, die Romantik, das Klare und das Bewusstsein des Abgrunds.
- 9. Ansonsten: Ein gutes Steak.



Benjamin Heisenberg, 33, bildender Künstler, Autor und Filmemacher ist der Entel von Physiker Werner Heisenberg. Sein Film „Der Räuber“ feiert am morgigen Montag im Berlinale-Palast Premiere. Foto: Janago

WAS ICH NICHT MAG

- 1. Beim Aufwachen: Kater.
- 2. Zu Hause: Papierhüllen, wo ich nicht mehr weiß, ob was Wichtiges drin ist. Und wenn mal eine Frau im Nebenraum pfeift, weil sie was von mir will.
- 3. Im Kino: Gefühle aufgezwungen zu kriegen für falsche Inhalte.
- 4. Beim Drehen: Schuldzuweisungen, falsches Wetter, begriffsstutzige Kompassen, manieriertes Schauspiel, schlechte Technik und Zeitnot.
- 5. An der Berlinale: Zu viele Filme.
- 6. An der Kunst: Das Überlose.
- 7. An Berlin: Die Energielosigkeit und das Graue.
- 8. An Deutschland: Das falsche Selbstbewusstsein, die Profiteure, die die behaupteten Gefühle und die Verbalhölle.
- 9. Ansonsten: Leute, die bei einem Gespräch immer dann, wenn man denkt, sie wären fertig, weiter sprechen.